



Verstanden haben

von Thomas Sojer

„Wir haben verstanden“. Mit diesen drei Wörtern sendet der Grundtext des Synodalforums I eine klare Botschaft. Gleichzeitig knüpft sich an die Selbstaussage eine Herausforderung: Wann kann und darf ich begründet sagen: „Ich habe verstanden.“? Wann kann und darf dies eine Gemeinschaft, eine Kirche, eine Gesellschaft tun? Diese Fragen drängen zu elementaren Überlegungen, was Verstehen überhaupt bedeutet, was dafür Kriterien und Voraussetzungen sind und welche Grenzen und Probleme damit einhergehen.

Verstehen gilt gemeinhin als intellektueller, kognitiver Prozess sowie als dessen Ergebnis, meist in Form gelungener Kommunikation. Vor dem Hintergrund von Missbrauch und Unrecht lässt sich fragen, ob aber auch so etwas wie Leid- und Gewalterfahrungen „allein intellektuell“ verstanden werden dürfen, bzw. ob

(fremder) Schmerz eine Weise des Verstehens benötigt, die über ein intellektuelles, objektives Begreifen hinausgehen muss. Auf Ihre eigenen Erfahrungen rekurrierend frage ich Sie deshalb: Will eine sich zu-verstehen-gebende Person, die leidet, nicht auch über eine bloße Informationsweitergabe hinaus affektiv berühren und in gewisser Weise sogar etwas im Gegenüber anders werden lassen, also mehr als nur mit Argumenten überzeugen? Von mir selbst kann ich sagen, dass ich in Momenten, wenn es mir schlecht geht und ich das mitzuteilen versuche, vom Wunsch beseelt bin, von meinem Gegenüber „miterlebt“ zu werden. So ein Miterleben zwischen Personen bedeutet jedoch etwas anders als das Wahrnehmen eines Stuhles im Raum oder einer Geräuschkulisse von außen. Ein Miterleben von Schmerz will gerade nicht aufdringliche Zumutung des leidenden Objekts für das unbeteiligte Subjekt sein, sondern ein gemeinsames Zusammenfühlen von Subjekten, das als geteiltes Fühlen sowohl von Adressierenden wie auch von Adressierten mitverantwortet wird.

Dergestalt empathisches Verstandenwerden erhält eine überpersönliche und wechselseitig affizierende sowie transformierende Dimension. Die Gewalt und das Unrecht, der Schmerz und das Zerstörte gehen nicht mehr nur die Erleidenden an. Es geht jetzt auch Sie und mich an. Warum ausgerechnet jetzt? Weil das Schreiben und Lesen dieses Textes einem Verstandenwerdenwollen aussetzt. Wenn aber, z.B., mein ‚Ich‘ von Ihnen verstanden werden möchte, kann ich mich Ihrem Verstand nicht als unveränderliches, abgeschlossenes ‚Ich‘, als fertiges Paket übergeben; sondern dieses entblößte, preisgegebene ‚Ich‘ wird in seinem In-der-Welt-Sein von Ihrem Verstehen verändert, genauso wie Sie selbst währenddessen in ihrem In-der-Welt-Sein verändert werden – unabhängig davon, ob ‚wir‘ beide wollen oder nicht. Ich bin anders in der Welt (zumindest

minimal), je nachdem ich mich von Ihnen verstanden erfahre. Sie sind anders in der Welt (zumindest minimal), je nachdem Sie Ihr Verstehen von mir erfahren. Denn, wenn ich mich Ihnen gerade zu verstehen gebe, bitte ich Sie mich in dieser performativen Geste, wenn auch unausgesprochen, Teil von Ihnen und Ihres In-der-Welt-Seins werden zu lassen – und dieses ‚Werden‘ in Ihrem Lesen, Fühlen und Erleben bedeutet ‚unsere‘ jeweilige sowie gemeinsame Verwandlung in etwas Überpersönliches. Catherine Keller verwendet für diese hermeneutische Gastlichkeit im Verstehen den Begriff der Intercarnation (wechselseitige Fleischwerdung des Wortes). Daraus folgt, dass in der Weise, wie Sie mich verstehen, ich mich selber immer wieder neu ‚verkörpere‘ und von Ihnen, ‚verkörpert lasse‘, d.h. mich bestenfalls in Ihrer Antwort wiederum neu verstehen lerne und folglich anders zu verstehen geben kann. Schließlich bedeutet Körper-Sein In-der-Welt-Sein und anders In-der-Welt-Sein anders Körper-Sein. Fühlendes Verstehen wird damit gebunden in immer wieder neu zu beginnenden Aushandlungs- und Lernprozessen miteinander. Denken Sie Verstehen deshalb nicht mehr als Tauschgeschehen von ‚etwas‘, sondern als das Lebendigsein selbst. Verstehen heißt Leben und transportiert nicht einfach fixe Informationspäckchen zwischen getrennten Körpern, sondern bildet einen Stoffwechsel, der nichts weniger als lebensnotwendig wird.

Diese wechselseitige, überpersönliche Veränderungspirale kennt aber eine Schmerzgrenze. Ich muss mich in meinem von Ihnen verstanden ‚Ich‘ immer noch wiedererkennen können – das gilt besonders für Leid- und Gewalterfahrungen. Die konstitutive Verwundung in Verstehensprozessen läuft deshalb Gefahr, zur (Selbst-) Entfremdung zu werden. Es gilt zwar: Kein Verstehen ohne Missverstehen – und umgekehrt; gleichzeitig beinhaltet jedes Verstehen die Verantwortung, den Anderen

nicht zu verletzen und schon gar nicht zu verlieren. Verstehen bleibt somit eine Krisenerfahrung mit offenem Ausgang.

Im Fall kirchlicher Machtfragen knüpft sich die entfaltete Sicht auf Hermeneutik, die Kunst des

berechtigung von Kirche darf aber gerade nicht zu einer leichtgemachten Trennlinie zwischen ‚Gut und Böse‘ verführen, z.B. dass diejenigen in der Kirche, die meinen zu verstehen, die ‚eigentliche‘, erneuerte Kirche bilden und von einer ‚falschen‘ Kirche, die ‚nichts verstanden hat‘ und weiterhin alte Machtpositionen zementiert und

Guten und Großartigen, das ebenso in dieser Kirche und ihren Menschen gelebt wird.

Für den Synodalen Weg kann das Mantra des Verstandenhabens deshalb nicht nur eine Haltung einzelner (Verantwortlicher) attestieren, sondern

„Wir haben verstanden‘ markiert damit keinen zusammenfassenden Schlusspunkt, kein dialogbeendendes Abschlussstatement, sondern eine anstoßende Selbstverpflichtung zum Losgehen.“

Thomas Sojer

Verstehens, unmittelbar an eine ‚Praxis‘ menschlicher Würde. Der beschlossene Grundtext macht vor diesem Hintergrund deutlich, dass sich mit der Frage nach ‚rechtem Verstehen‘ von Leid- und Gewalterfahrungen Glaubwürdigkeit und sogar Daseinsberechtigung der Kirche entscheiden. „Wir haben verstanden“ markiert damit keinen zusammenfassenden Schlusspunkt, kein dialogbeendendes Abschlussstatement, sondern eine revolutionäre Selbstverpflichtung zum Losgehen. Gleichzeitig konfrontiert es mit einem dauerhaften Scheideweg (einer Krisis) im kirchlichen Handeln: Weil die Entscheidung verstehen zu wollen immer wieder von Neuem gefällt werden muss und kein Ausruhen erlaubt, droht immer auch die Gefahr, vom Befreienden wieder zurück ins Unterdrückende zu kippen. Das heißt mit anderen Worten: Eine Kirche, die nicht verstehen will, schafft nicht nur gesellschaftliches Unverständnis, sie verwirft auch ihren Sendungsauftrag.

Die vorgeschlagene Verschränkung von Verstehen und gesellschaftlicher wie auch theologischer Daseins-

immunisiert, losgelöst werden müssen. Zeigen nicht gerade die unzähligen Fälle kirchlichen Machtmissbrauchs, wie schwer sich Kirche damit tut zu verstehen und damit in ihrem Sendungsauftrag sowie ihrer Daseinsberechtigung laufend scheitert, d.h. Leben zerstört in einem Ausmaß, das glatte ‚Neustarts‘ einer ganz anderen, verständnisvollen‘ Kirche oder kirchlichen Kultur schlicht ausschließt bzw. in ein bedenkliches, zynisches Licht rückt. Damit kann ein Verstehen im Kontext der eigenen Gewaltgeschichte weder die Haltung der Relativierung noch der Resignation gegenüber dem laufenden Versagen bedeuten. Vielmehr bleibt Verstehen immer auch mangelhaft. Eine Praxis der Menschenwürde entscheidet sich jedoch nicht an einer quantitativen Fülle des Verstehens, sondern vor allem, inwiefern es existentiell konfrontiert, in Form von Widerständigkeit und Irritierendem einer nicht mehr theologisch einholbaren Wahrheit über die Kirche, im Tageslicht jenes Unentschuldbaren, das Kirche auch geworden ist und in verhängnisvoller Weise vermischt bleibt mit dem

jenseits von Tinte und Papier tatkräftig die institutionellen Gefüge und den dort eingekerbten Machtwillen verändern, und zwar nachhaltig. Die Geste bekennt Kirche-Sein als wesentlich zur Kirche gehörende ‚Verstehenskrise‘ (auch i.S.v. dauerhaftem Scheideweg) und sieht nicht nur eine spätmoderne religiöse Institution, die momentan eine Krise nach der anderen durchlebt und darin überleben will. Das heißt nicht, dass Kirche Krisen und die Gewalt, die diesen vorausgeht, braucht, sondern dass Kirche, die ihre wesenhafte Krisenformigkeit verkennt, aus sich heraus toxisch wird. Kirchliches Verstehen, das seine Krisenformigkeit als Orientierungschance erkennt, kann in dieser Hinsicht nicht mehr (nur) hierarchisch vermittelt werden, sondern bleibt als pneumatische Sturmböe blowing wherever it pleases ein gemeinschaftliches Kooperationsprojekt aller involvierten Agent*innen, in Dissens und Konsens. Das markiert nicht zuletzt das erweiterte Konzept der loci theologici, das im Grundtext zum Tragen kommt und Offenbarung in der ständigen Aushandlung aufgrund wechselseitiger

Übersetzungen aller „Orte“ als prozesshaft und porös zu denken erlaubt. Diesem Verstehen wohnt also eine besondere Gestaltungskraft inne, die vorhandene Wirklichkeiten wandlungsfähig werden lässt und neues In-der-Welt-Sein ausbilden kann. Alle Gestaltungskräfte und ihre Ausführenden bewahren letztlich jedoch ebenso wenig davor, sich erneut Logiken zu verschreiben, die Machtmissbrauch und Instrumentalisierung weiterproduzieren, d.h. ‚verständnislose‘ Strukturen wiederbeleben, die überwunden und umgestaltet werden sollen.

Besonders ambivalent gestalten sich in diesem Zusammenhang öffentlich wirksame Gesten, die Verstehen moralisch aufladen: Bevollmächtigte signalisieren z.B. in Form kulturell kodierter Rituale, dass etwas verstanden wurde, und bitten um Entschuldigung. Das dient in der Regel dazu, wieder „Glaubwürdigkeits-Kapital“ der Institution sowie der repräsentierenden Person zu lukrieren und damit bestehende Ordnungen zu stabilisieren. Die Chance, dass politische Vergebungs- und Reuestrategien gelingen, steigt insbesondere dann erheblich, wenn ein versuchtes Verstandenhaben nicht nur behauptet, sondern in Gestalt öffentlicher Transformationsprozesse sichtbar und spürbar wird. Aus dem zwischenmenschlichen Alltag kennen Sie vielleicht entsprechende Erfahrungen, dass wir uns in Konfliktsituationen oft erst dann wirklich verstanden wissen, wenn unser Gegenüber eine ‚dementsprechende‘ Verhaltensänderung an den Tag gelegt hat. An diesem Punkt scheiden sich die Geister zwischen politischen Vergebungsstrategien und tatsächlicher Umkehr, wie es das „Wir haben verstanden“ einfordert. Letzteres kann am Ende, so meine Überzeugung, immer nur von seinen praktischen Konsequenzen, einer Praxis der Menschenwürde her bestimmt werden. Bei diesen praktischen Konsequenzen darf es nämlich nicht nur darum gehen, wie menschen-

freundlich sie sich allgemein zeigen, sondern ob jene, die sich ursprünglich zu verstehen gegeben haben, sich in diesen praktischen Konsequenzen auch selbst in veränderter Form wiederentdecken und darin sprachfähig sein können. Die Bereitschaft zum Wandel läuft ansonsten Gefahr, in eine Art blinde Reparaturlogik zu kippen, die das Verstehen von Leid und Gewalt zu Gunsten einer institutionellen, ordnungsstabilisierenden Selbstoptimierung aus dem Blick verliert.

Davor warnen insbesondere jüdische Schriftsteller*innen wie Jean Améry und Vladimir Jankélévitch. Sie beunruhigt eine neue, bessere Welt, die Vergebungsbitten geradezu automatisch folge, aber das zugefügte Leid am Ende vergessen lasse. Ein selbstoptimierendes „Seht, ich mache alles neu“ (Offb. 21,5) wiederholt und verschärft dort, in der „neuen“ Welt, Gewalt- und Verlusterfahrungen der vermeintlich „zurückgelassenen“ alten Welt. Deshalb betonen Améry und Jankélévitch demgegenüber das Recht, nicht zu vergeben und damit die Wunde offen zu halten – nicht als anlastende Vergangenheit, sondern als für alle gastliches Jetzt. Vor diesem Hintergrund kann als eine wesentliche Voraussetzung für das Verstehen von Leid und Gewalt die bleibende Gegenwart des erlebten Unrechts jenseits von besänftigender Erinnerungskultur genannt werden.

Karl Rahner spricht in entsprechender Weise von einer sündhaften Kirche und schreibt: „Die Kirche ist eine sündige Kirche – das ist eine Glaubenswahrheit, nicht eine primitive Erfahrungstatsache. Und das ist eine erschütternde Wahrheit.“ (ST IV, 309). Der Innsbrucker Jesuit wusste um Grenzen von Reparatur im Angesicht der Zeitgeschichte.

Vielleicht bekommt Rahners Vorstoß heute eine neue Chance? Mit Blick auf eine zeitgenössische Sprache schlage ich vor, anstatt von „sündhaft“ von „lebens-

zerstörend“ zu sprechen. Eine Selbstdarstellung der Kirche als „sündhaft“ kann m.E. von einer nachchristlichen Gesellschaft aktuell nicht anders als zynisch verstanden werden. „Sündhaft“ zählt für mich zu jenen kirchlichen Vokabeln, die vom gesellschaftlichen Diskurs längst fallen gelassen wurden und den Kirchen zu einem fragwürdigen Deutungsmonopol über diese verhalfen. Deshalb: Das Projekt Kirche ist zu oft lebenszerstörend gewesen, als dass ihre vielen positiven Seiten davon unberührt bleiben können. „Wir haben verstanden“ bedeutet dann in meinen Augen ein fortlaufendes Verstehen-müssen, dass da etwas zerstört wurde, das nicht mehr heil werden wird. Eine Kirche, die tatsächlich verstehen will, kann aber nicht verstehen, ohne die lebenszerstörende Seite dieser Kirche in diesen Lebensgeschichten vor dem Vergessen zu bewahren. „Verstanden haben“ erlaubt deshalb in meinen Augen keinen glatten „Neustart“, sondern verpflichtet auch auf das, was einfach nicht mehr „gut gemacht werden“ kann. Das Lebenszerstörende an der Kirche bleibt somit ein Eckstein kirchlicher Transformationsprozesse, den Bauleute, die verstehen wollen, nicht (mehr) verwerfen dürfen. Nicht aber, weil jene, die sich in ihrem Leiden der Kirche zu verstehen gegeben haben, die Erinnerungskultur der Kirche brauchen. Die Kirche braucht sie. Schließlich hängt an Verstehbereitschaft und -vermögen nichts weniger als die Daseinsberechtigung von Kirche. Außerdem erhielt die kirchliche Selbstbestimmung als Sakrament des Heils für die ganze Welt eine Tiefendimension, die Heil komplexer denken lässt als einen fernen Punkt in der Zukunft.

Literatur

K. Rahner, Kirche der Sünder, in: Ders., Schriften zur Theologie VI, Einsiedeln - Zürich - Köln 1965, 301-320.

